

Wittgensteiner Zeitung

Mit den zwei Gratis-Beilagen:

„Der Wittgensteiner“ und „Illustriertes Familienblatt“.

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Laasphe.

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 10 Pf. berechnet. Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 80.

Laasphe, Samstag den 7. Oktober 1899.

24. Jahrgang.

Bestellungen

für das laufende Quartal werden noch fortwährend angenommen und liefern wir neu hinzutretenden Abonnenten die bereits erschienenen Nummern nach.

Die Expedition.

Der Krieg.

W. Laasphe, 6. Oktober 1899.

Noch ist kein Schuß gefallen in Transvaal, noch ist der Krieg nicht offiziell erklärt; aber es ist keinem Menschen zweifelhaft, daß der Kriegszustand herrscht. Die neuesten Depeschen lassen darüber keinen Zweifel. Während das stolze, gewaltige England immer noch heuchlerisch die Friedensschalmei bläst und vor wenigen Tagen erst durch den Herzog von Devonshire erklären ließ, daß Großbritannien keine Absichten gegen die Unabhängigkeit Transvaals hege, während der englische Ministerrat beschließt, das Ultimatum an die Transvaalregierung noch um einige Tage hinauszuschieben, gilt heute in Südafrika allgemein der Spruch: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Ueberall sammeln sich die Burghers zur heldenmuthigen Verteidigung ihrer nationalen Ehre gegen den räuberischen Einfall eines fremden, habgierigen, geldgierigen Volkes; Alles, was niederländisch ist oder deutsch, bringt ihnen die lebhaftesten Sympathien entgegen, ja stellt sich, das Gewehr in der Faust, ihnen zur Seite. Wenn die Buren den Muth haben loszuschlagen, bevor die englischen Streitkräfte, die noch auf dem Meer schwimmen, die Küste betreten, wenn im Schoße der Transvaalregierung die militärischen Erwägungen über die diplomatischen und politischen Rücksichten den Sieg davontreiben, dann kann nicht nur der Krieg jeden Augenblick ausbrechen, sondern dann kann es auch leicht geschehen, daß die Engländer zu Paaren getrieben und in die See gedrängt werden.

Wir können hier im Binnenlande nichts weiter thun, als mit aufmerksamen Blicken den ungleichen Kampf zu verfolgen und Betrachtungen anstellen über die Hinterlist und Raubgier der Menschen, leider auch über die Unethik der modernen Diplomatie. Was gelegentlich des amerikanisch-spanischen Krieges geschah, wird sich hier wiederholen. Die Welt- und Handelsmacht England, das reichste Volk der Erde, steht auf dem Sprunge, sich auf das schwache Transvaal zu stürzen, jenen kleinen Staat südafrikanischer Ackerbauer. Der Stärkere bricht den Frieden und bricht ihn ohne Noth. Brutale Verleumdung und häßliche Ländergier sind die Triebfedern für eine Handlungsweise, die man bei einem Räubervolke verstehen könnte, die man aber einem modernen Kulturstaat nicht verzeihen darf. Das weiß jedes Kind, das wissen sämtliche Regierungen der Welt, und dabei hat keine einzige den Muth, ein Wortlein dazwischenzureden. Das ist fürwahr ein prächtiges Bild für diese

letzten Wochen des scheidenden Jahrhunderts! Wir haben es herrlich weit gebracht in diesem „Jahrhundert des Fortschritts und der Kultur“, wenn solche Räubereien ungestraft bleiben, ja kaum einiges Aufsehen erregen.

Unsere letzte, wenn auch recht schwache Hoffnung, daß ein unnötiges Blutvergießen vermieden werde, sehen wir auf die Diplomatie. Wir haben in diesem Jahre die Friedenskonferenz im Haag gehabt; hier wäre eine Gelegenheit, die Gedanken der Friedenskonferenz praktisch auszuführen. Hier könnte Rußland seine Mission erfüllen, wenn nicht aus rein idealen Gründen, so doch in der Erwägung, daß jede Stärkung Englands eine Schwächung der russischen Macht bedeutet. Hier könnte Frankreich Rache nehmen für die Schmach von Fashoda und könnte zugleich sich den Ruhm einer moralischen Größe wieder erobern, der unter den Ereignissen der neuesten Zeit stark gelitten hat. Hier könnte Deutschland durch die That beweisen, daß es ein Hort des Friedens wirklich ist, indem es dem Schwachen, ungerecht Angegriffenen beisteht gegen den Starken. Was wäre das für ein wundervolles Schauspiel: Rußland, Deutschland und Frankreich, denen sich womöglich die übrigen Länder des Kontinents anschließen würden, Hand in Hand als Hüter des Friedens, als Beschützer des Rechts! Dann würde der Engländer begreifen müssen, daß er nicht allein in der Welt ist, sondern daß er sich gefälligst nach anderen, moralisch über ihm Stehenden zu richten hat.

Werden wir es erleben? Die Hoffnung ist gering, und die Wege der Diplomatie sind verwickelt. Die Buren haben das klare Recht auf ihrer Seite, dieses Bewußtsein wird sie mit Hellemuth erfüllen, es wird sie verkünden und ehren, auch wenn sie unterliegen vor der brutalen Uebermacht.

Umsatz und Verdienst.

Die Produktion ist in der deutschen Industrie wohl in keinem Jahre eine so bedeutende gewesen wie im laufenden. Gewiß hat es Zeiten gegeben, in welchen vereinzelte Branchen noch glänzend dastanden als in der gegenwärtigen Arbeitsperiode, aber im Durchschnitt der gesamten gewerblichen Thätigkeit gerechnet ist doch wohl kaum zuvor soviel geschafft wie 1899. Die Zahl der industriellen Gesellschaften hat sich gewaltig gesteigert, der Nachfrage nach Rohmaterial kann kaum entsprochen werden, überall werden neue Geldmittel beantragt zur Ausdehnung des Betriebes. Das sieht gewiß glänzend aus, Deutschland kann mit Recht stolz sein auf den hohen Stand, auf welchen es sich emporgearbeitet hat, aber die glänzende Vorderseite hat auch ihre minder glänzende Rückseite. Mit dem so erheblich erweiterten Umsatz — also auch mit den so wesentlich gestiegenen Kosten — hat der Verdienst des Arbeitgebers durchaus nicht Schritt gehalten, der Netto-Uberschuß ist im Gegentheil gesunken.

Man sieht das nicht nur bei großen Gesellschaften, die zum Theil sogar niedrigere Dividenden als früher verteilen, man sieht das auch in kleineren Betrieben. Es ist eine Thatsache, daß der große industrielle Aufschwung im wesentlichen den Arbeitern zu gute kommt und für Mehraufwendungen draußgeht. Das hätten auch die zahlreichen Personen mehr beachten sollen, die sich in Spekulation mit Industripapieren einließen, und denen in absehbarer Zeit die Rechnung dafür präsentiert werden wird.

Der fallende oder sich doch nicht vermehrende Verdienst bei gesteigertem Umsatz und erhöhten allgemeinen Mehraufwendungen zeigt sich nicht nur bei der Industrie, sondern auch bei den staatlichen Verwaltungen. Die Eisenbahnen haben Frachtmengen, wie sie früher kaum gekannt wurden, aber die Ueberschüsse steigen nicht mit dieser Hochfluth der Sendungen. Die preussische Eisenbahnverwaltung, die größte in Deutschland, hat bereits mittheilen lassen, daß sich ein ganz erheblicher Rückgang ihres Reingewinnes für das letzte Jahr ergibt. Die Neu-Ausgaben für Ausgestaltung der Schienennetze, Anschaffung von rollendem Material, Neueinstellung von Arbeitskräften sind so erheblich, daß sie einen starken Theil der Mehreinnahmen verschlingen. Es erscheint um so mehr angebracht, darauf hinzuweisen, als sich im Publikum schon vielfach ganz irrige Anschauungen über die Goldflut bei der Eisenbahn herausgestellt haben, die zu dem Schlusse kommen: Die Eisenbahnen haben heidenmässig viel Geld, die können alles bauen, was verlangt wird.

Die Stockung im Verdienst bei großen Unternehmungen ist immerhin noch kein wirtschaftlicher Schaden für den ganzen Nährstand; die Ausgaben, welche den Angestellten und Arbeitern zufließen und für Mehraufwendungen gemacht werden, kommen doch wieder den weitesten Kreisen zu gute. Es liegt darin nur eine dringende Mahnung, zu der Verdienststockung nicht noch eine Arbeitsstockung durch muthwillig vom Zaun gebrochene Ausstände hinzuzufügen, ein sehr schwerer Rückschlag wäre unvermeidlich. Bei uns in Deutschland scheinen in diesem Jahre auch die Arbeiter mehr als andere Kreise des Publikums eingesehen zu haben, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt, es sind erfreulicherweise die Streikbewegungen in erträglichen Grenzen geblieben. Manche Verwaltung eines großen industriellen Etablissements hätte vielleicht bei einem zeitweisen Pausieren ein ganz gutes Geschäft gemacht; man hat aber doch das Vertrauen dem Schlag vorgezogen.

Für den deutschen Mittelstand und den Kleingewerbetreibenden würden die Zeiten eines sinkenden Verdienstes bei gleichem oder gesteigertem Umsatz freilich keine gleichgültige Sache und damit auch nicht eine Bagatelle für unser wirtschaftliches Leben sein. Der Mittelstand kann keinerlei Rückgang seines Verdienstes heute vertragen, seitdem ihm die harte Konkurrenz der großkapitalistischen

Die Bescholtenen.

Kriminal-Erzählung von E. S. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

13.

Der Kommissär hatte bei Durchsuchung der Räume eine wichtige Entdeckung gemacht. Da der Geheimrath geäußert, daß sein Onkel einen Vorrath von allerlei Medikamenten gehabt, die er von Schälern, Quacksalbern und Charlatanen bezogen, so revidirte er die Schränke im Arbeitszimmer des Generals sehr genau und fand denn auch theils in einer Art von Hausapotheke, theils an anderen Orten, wo der General allerlei Karikaturen und Antiquitäten, Versteinerungen, Edelsteine, Muscheln, alte Münzen u. s. w. verwahrt, bald hier, bald dort eine Schachtel oder Dose, in der sich eine Salbe, ein Pulver oder ein Kräuterthee befand, überall war notirt, gegen welches Gebrechen die Sache nütze, und das Datum der Anschaffung; manche Mixturen befanden sich danach schon an dreißig Jahren im Gewahrsam des Verbliebenen.

Huck bemerkte in einem größeren Blechkasten, in welchem sich wiederum kleinere Blecheinlagen befanden, daß eine der letzteren fehlte. Sie mußte erst vor Kurzem herausgenommen sein, denn der Staub, welcher die Nebengefäße bedeckte, war an einzelnen Stellen frisch weggewischt, es waren deutlich die Spuren der Berührung dieser Gefäße bei der Herausnahme des Fehlenden zu erkennen.

Der Kasten enthielt in seinen verschiedenen Abtheilungen nur Gifte, verschiedene Beteiligungsmitel für Fliegen, Mäuse, Ratten u. s. w., aber die Beschaffenheit der Gifte bewies, daß sie schon viele Jahre hindurch hier gelagert, ohne benutzt worden zu sein, die Papiere waren vergilbt,

die Mischungen vertrocknet, auch deutete das Datum der Anschaffung auf längst vergangene Jahre.

Huck suchte überall nach der fehlenden Büchse, Kleber, der sich ihm dabei behilflich zeigen wollte, konnte nicht genug Befremden darüber äußern, daß etwas fehle; da endlich kam die Büchse zum Vorschein, Huck fand dieselbe in einem Schranke, hinter Büchern versteckt.

„Das ist ja höchst sonderbar“, rief Kleber, „Fräulein v. Trotten hat sich neulich die Schiller'schen Gedichte geholt, und hier, wo der Band, den sie entnommen hat, fehlt, gerade hier findet sich die Büchse!“

„So verräth sich das Verbrechen“, versetzte Huck.

Die Büchse trug die Etikette: „Arsenik +++. 18... d. 5. Juni.“

Nach dem Datum der Anschaffung war das in der Büchse damals verwahrte Arsenik jetzt fünfzehn Jahre alt. Bei Öffnung der Büchse zeigte sich dieselbe leer, es war kein Körnchen des Giftes darin zu erblicken, dasselbe hatte sich also verflüchtigt in einer Dose befunden, die fest verschlossen gewesen.

Huck nahm die Büchse und stellte sie in den Blechkasten, sie paßte genau in die Stelle, wo ein Behältniß fehlte.

„Mir ist nur noch Eines nicht klar“, sagte er, Kleber fixirend, „dieser Kasten ist, da er Gift enthält, doch wahrscheinlich verschlossen gewesen. Die Vorrichtung für ein Vorlegeschloß ist da, aber das Schloß fehlt.“

Kleber zuckte die Achseln. „Ich weiß darüber nichts“, versetzte er, „ich habe diesen Kasten nie zu Gesicht bekommen, der selbige Herr hielt den Schrank, in dem wir ihn gefunden, verschlossen, und seit ich bei ihm bin, ist nichts daraus gebraucht worden, so viel ich weiß; wir haben, wenn Gift gebraucht wurde, um Ungeziefer zu

töden, immer solches frisch aus der Apotheke geholt. Das Fräulein klagte in letzter Zeit über Mäuse, aber ich glaube nicht, daß der Herr General ihr aus diesem Kasten Gift gegeben, oder auch nur davon gesprochen, daß er Gift besäße.“

Huck schlug den Kasten in Papier ein und verstiegte das Paket, seine Miene verrieth nicht das Geringste und doch beschäftigte ihn ein Gedanke sehr lebhaft. Trotz des gleichgültigen Tones, in welchem er von dem Verschluß des Kastens gesprochen, hatte seine Frage eine sehr ernste Bedeutung gehabt, er hatte bemerkt, daß unter der Klammer, welche zum Verschluß diente, das Blech stark eingedrückt war und eine Schramme zeigte, als ob hier Gewalt geübt worden und vielleicht ein Vorlegeschloß mit einem scharfen Instrumente gespennt worden sei.

Die Revision war gerade beendet, als Sorben den Kommissär fragen ließ, ob der Notar die Gefangene sprechen dürfe. Huck bat Kleber, einen verschlossenen Wagen zur Abführung der „Mörderin“ bereit zu halten, und schien es nicht zu bemerken, welche vosschaffter Triumph bei dieser Bezeichnung Margareth's seinerseits aus den Augen des Kammerdieners leuchtete. Er begab sich mit den beiden Herren zu Margareth und fand dieselbe in ruhiger, gefasster Stimmung. Margareth hatte sich durch ein inbrünstiges Gebet gestärkt, in festem Gottvertrauen baute sie auf das gute Recht der Unschuld, und wie furchtbar ihr auch der Gedanke war, als Angeklagte in's Gefängniß zu müssen, so war ihr das beinahe doch noch lieber, als wenn man sie, belastet von diesem gräßlichen Verdacht, gezwungen hätte, bis auf Weiteres hier im Schlosse unter ihren boshaften Feinden zu verweilen.

Bei dem Anblicke Sorben's bedeckte Purpurguth ihr Antlitz — das war der Mann, auf dessen Schuß sie gebaut

Unternehmungen immer scharfer auf den Leib rückt. Zum Ausgang des alten Jahrhunderts dürfen wir noch lange nicht sagen: Wenn Du kein reicher Mann bist, hast Du auch kein Anrecht auf Selbständigkeit! Wir müssen im Gegentheil die Möglichkeit, selbständig zu werden, nach Kräften zu fördern suchen; das ist auch ein Menschenrecht, das wir zu achten haben.

Hat sich die Lage des Mittelstandes im Laufe des letzten Jahres verschlechtert? Nein! Wir können uns freuen, wenigstens das konstatieren zu können. Mag auch der Gewinn nicht allenthalben derselbe sein, aber das Geschäft hat mehr florirt als in manchem früheren Jahr. Am wenigsten dürften noch kleinere Ladeninhaber zufrieden sein, aber es ist doch nicht zu leugnen, daß auch hier manches Neue auf den Markt gekommen ist, was zu neuen Einnahmen verholfen hat. Der Handwerkerstand hat von der im laufenden Jahre ziemlich rege getriebenen Baulust, von Neuanlagen einen ihm gewiß zu gönnenden Verdienst gehabt, gerade hier kann man wünschen, daß sich „das Geschäft auf gleicher Höhe halten möge“.

Ein bedeutsamer Augenblick.

Es war an einem stürmischen Novembereabend im Jahre 1864, als Brunel, der Erbauer der stolzen Eisenbahn Englands, des damals größten Dampfschiffes der Welt: „Great Eastern“, in seinem prächtigen Hause mit mehreren Freunden an einer reichbesetzten Tafel saß. Die Gesellschaft war in der fröhlichsten Stimmung. Auf einmal wurde alles still; denn der Hausherr, der von allerlei Erfahrungen in seinem reichen Leben zu sprechen angefangen, hatte eben mit erster Betonung folgenden Ausdruck gethan: „Glauben Sie es nur, meine Herren, es gab in meinem Leben Augenblicke, wo Gott ganz deutlich an meinen Kopf klopfte.“ Diese Worte aus dem Munde des bekannten Ingenieurs erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, und Herr Injambard Brunel wurde von seinen Gästen erlucht, doch etwas Näheres über die außerordentlichen Augenblicke seines Lebens zu erzählen. „Herzlich gern!“ erwiderte der Gastgeber. „Wenn Sie mir einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, will ich Ihnen erklären, was ich unter dem Anklopfen Gottes verstehe.“

„Die älteren unter meinen Freunden“, fuhr er fort, „wissen, daß ich mehr als ein halb hundertmal dem Tode auf eine wunderbare Weise entgangen bin. Als mein Vater den Tunnel unter dem Themsefluß baute, wurde ich zweimal von dem einbrechenden Wasser fast ertränkt; mit einem Pferde fiel ich in einen fünfzig Fuß tiefen Graben; ich stieß auf einer von mir geführten Lokomotive mit einer anderen zusammen; ich fiel fünfundsiebzig Fuß tief in den Raum eines eisernen Schiffes; als ich mit meinen Kindern spielte, warf ich ein Geldstück in die Höhe, um es dann mit den Lippen aufzufangen, es blieb mir sechs Monate im Halse stecken, und da hat mein Leibarzt und Freund Sir Benjamin mir's auf Leben und Tod herausgeschnitten; aber bei dem allen hat das „Etwas“ nicht an meine Stirn geklopft. Als ich aber an einem Winterabende in meinem Arbeitszimmer saß und über den Bau meines Leuchtturmes und Hafens in Bristol nachdachte und an die Kraft der Flutwellen dachte, da wurde mir auf einmal der Grund einer früheren rätselhaften Erfahrung klar; die Schuppen fiel es mir von den Augen. Der große Unbekannte sprach leise, aber deutlich mit mir.

„Sie wissen, meine Herren, wie es mir mit dem „Great Eastern“, dem größten Dampfschiffe, das der Volksmund „Leviathan“ nannte, erging. Es war im Juli 1857 soweit fertig, daß es vom Stapel laufen konnte; sechshundert Fuß lang und 120 000 Centner schwer lag es auf Eisenbahnschienen und sollte nun ins Wasser gelassen werden. Tausende und aber Tausende von Menschen waren am Ufer versammelt, um das gewaltige Schauspiel mit anzusehen. Alle Reiten wurden gelöst, alle Stützen weggeschlagen, der Koloss hing langsam an, auf seiner tiefen Bahn abwärts zu gleiten, und hätte er sich noch eine Minute lang weiter bewegt, so wäre der ungeheuerste Jubel losgebrochen und der größte Augenblick meines Lebens eingetreten; — da auf einmal hörte das Gesein auf, das Schiff hielt bodenstill, und weder die Kraft von Dampf und hydraulischen Maschinen, noch die Anstrengung von Hunderten von Menschen und Pferden brachten es mehr vorwärts. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich darüber nicht den Verstand verlor; aber das weiß ich jetzt ganz genau, daß Gott diesen Stapellauf verhinderte, und daß das, was ich für mein größtes Unglück hielt, die größte

— konnte auch er von ihr glauben, daß sie eine Mörderin sei?

Es schien so. Wie schwer es ihm auch wurde, stellte sich der Geheimrath absichtlich so, als verhalte er sich völlig neutral und warte ab, wie das Gericht entscheiden werde, er wollte ihr kein freundliches Wort sagen, ehe er ihre Antwort auf die Kunde, welche der Notar ihr brachte, nicht gehört — aus dieser Antwort wollte er ja erfahren, ob er ihren Charakter richtig beurtheile. Er hielt sich im Hintergrunde, während der Notar sprach, aber Margareth hörte kaum, um was es sich handelte, als sie in lautes Schluchzen ausbrach. „O mein Gott“, rief sie, „und man hält mich für fähig, nach dem Leben des Mannes getrachtet zu haben, der es so gut mit mir meinte! Hören Sie auf, Herr Notar. Ich will nichts weiter wissen, will nicht hören, ob vielleicht die schmachvolle Anklage, unter der ich stehe, diesen Willen des Verblühenen aufhebt oder ansichtslos macht. Lassen Sie mir die Genugthuung, aus freien Stücken schon jetzt zu erklären, daß ich nichts von seinem Erbe will. Ich hatte das dem Herrn General schon erklärt, und mehr als je weise ich heute Alles zurück, ich will das Geld nicht, um dessentwillen man mich haßt und verleumdet, obwohl ich wahr und wahrhaftig nie danach getrachtet.“

„Gnädiges Fräulein, überlegen Sie sich Ihren Entschluß.“

„Mein Wort davon, ich habe nichts zu überlegen, denn ich würde vor Scham in die Erde sinken, hätte ich je auch nur daran gedacht, den berechtigten Erben des Generals das Geringste zu schmälern.“

Sorben hielt sich nicht länger. Tief erschüttert eilte er auf sie zu und ergriff ihre Hände. „Ich habe das gehört“, rief er, „und bei Gott, spräche man Ihnen auch das Urtheil, ich glaube doch an Ihre Unschuld. Was ich für Sie thun kann, soll geschehen, so wahr ich lebe!“

Er küßte die Hand Margareth's — besser konnte er nicht beweisen, daß er für ihre Unschuld eintrete, er

Wohlthat war.“ Atemlose Stille herrschte an der Tafel: alle Blicke hingen an den Lippen des großen Meisters.

„Bedenken Sie“, sprach dieser mit leuchtenden Augen weiter, „welches die Wirkung der Flutwellen gewesen sein würden, wenn das Riesenschiff plötzlich in die Wasser der Themse eingetaucht wäre! Auf eine Strecke von mehr als 600 Fuß hätte sich das Wasser auf einmal 10, ja 20 Fuß gehoben, und das flache Ufer, auf dem die Hunderttausende standen, wäre dreimal manneshoch unter Wasser gelegt. Niemand wäre dem Tode entgangen.“

Kurze Mittheilungen.

Wiedentopf, 6. Oktober. Dem Schlosser Döpp dahier widerfuhr vor einigen Tagen ein bedauerlicher Unfall. Beim Zerhacken von Brennholz sprang demselben ein Splitter in's rechte Auge und verletzte dasselbe derart, daß die sofortige Ueberführung des Verunglückten in die Klinik nach Marburg nothwendig wurde. Der Arzt befürchtet, daß das Auge verloren gehe.

— Die rapide Zunahme der Vieh- und Fleischeinfuhr nach Deutschland wird auch wieder durch den neuesten amtlichen Monatsausweis über den deutschen Handel bestätigt. Die Fleischeinfuhr, die sich in den ersten 8 Monaten des Jahres 1897 auf 240 351 Doppelcentner stellte, belief sich im gleichen Zeitraum d. J. auf 492 224 Doppelcentner.

— In Ebersfeld haben die Stadtverordneten einstimmig den Stadtrath **Junt** in **Magdeburg** zum Bürgermeister gewählt.

— Wegen seines Hutes in den Tod gegangenen ist ein Kleiderarbeiter zu **Göhring a. Ober**. Er hatte mit einem Freunde eine Kohnpartie veranstaltet und verlor dabei seinen Hut. Mit den Worten: „Wo du bleibst, da bleib ich auch!“ sprang er ihm nach, um ihn wieder herauszuholen. Er erkrankte aber vor den Augen seines Freundes.

— Einem zur Reserve entlassenen Infanteristen, der etwas angeheitert war, wurde in einer **Bamberger** Wirtschaft das Badezimmer als Nachquartier eingeräumt. Der Mann öffnete im Dusef den Gashahn am Badeofen und wurde am andern Morgen erstickt aufgefunden.

— Eine schreckliche Katastrophe hat sich auf der Weichsel unweit **Nowa** (Alexandra) ereignet. Von einer Hochzeit zurückkehrende Bauern und Bäuerinnen ließen sich in zwei großen Booten über den Fluß setzen, als plötzlich ein starker Sturm entstand und beide Boote kenterten. 22 Personen ertranken, die übrigen 15 wurden von Schiffen gerettet.

— Aus **Dublin** wird berichtet: Ein schweres Unwetter ging in der Nacht zum Sonntag über die Stadt herab. In der Zehn Menschen wurden vom Blitze erschlagen. Im benachbarten Demeijewon wurde durch Feuerbrand die Hälfte der Gebäude vernichtet.

— **Charkow** (Rußland), 3. Oct. Am 29. September erkrankten mehr als 100 Personen an Vergiftungserscheinungen. Wie nunmehr festgestellt ist, hat ein Conditor absichtlich Arsenik unter den Kuchen gemischt.

Aus Laasphe und Umgegend.

* **Laasphe**, 6. Oktober. Mit der Kartoffelernte ist man gegenwärtig bei uns allgemein im Gange. Die Erträge sind durchschnittlich als Mittelernte zu bezeichnen. Das zur Zeit herrschende trockene Wetter begünstigt in fördernder Weise das Einbringen.

Erntebetrüb, 6. Oktober. (Einbruchsdiebstahl.) In der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch wurde in den Laden des hiesigen Uhrmachers eingebrochen. Der Dieb hatte das Rollfenster etwas in die Höhe gehoben und die dahinter befindliche Spiegelscheibe zertrümmert. Sodann hat er durch das entstandene Loch nach Angabe des Bestohlenen 11 Taschenuhren, welche dort in der Auslage sich befanden, gestohlen. Die Polizei, welche schon früh in Thätigkeit war, konnte vorläufig nur den Thatbestand feststellen, jedoch hat man in Bezug auf den Dieb noch keinen Anhaltspunkt.

Fischelbach (Kirchspiel), 4. Oktober. Ganz unerwartet und ohne Abschiedsrede verließ uns am 30. September unser feierlicher Seelsorger, Herr Pastor Brühse, nachdem er 10 Jahre in hiesigem Kirchspiel mit treuem Fleiß gewirkt hatte. Durch sein liebevolles, freundliches, entgegenkommendes Wesen, seinen regen Pflichteifer, hatte er sich nicht nur die Herzen fast aller Kirchspielglieder, sondern auch über die Grenzen des Kirchspiels hinaus allseitige Achtung und Anerkennung erworben. Wer seine so überaus herzlichen Ausdrücke bei Taufen, sowie bei anderen feierlichen Gelegenheiten, wie der Lebergabe und Weihe der Wasserleitungen in Fischelbach, Hesselbach und Banse gehört und seinen ergreifenden Predigten gelauscht hat, dem wird er unvergeßlich bleiben und er wird seiner

küßte die Hand, der man nachgeben wollte, daß sie gemordet habe!

Margareth lächelte in Thränen. „Ich habe das von Ihnen erwartet“, schluchzte sie. „Der Todte war uns Beiden theuer, er gab viel auf Sie, ich hätte es kaum ertragen, auch von Ihnen verkannt zu werden. Gott wird mir helfen!“

„Gnädiges Fräulein“, nahm Huch das Wort, und er war trotz seiner Selbstbeherrschung kaum im Stande, seine Bewegung zu verbergen, „meines Amtes ist, die Anklage zu verfolgen, aber ich thue das mit dem feinsten Wunsche, die Unschuld, sowie die Schuld an das Licht des Tages zu bringen. Ich hätte noch einige Fragen an Sie zu stellen und bitte, mir dieselben aufrichtig zu beantworten.“

„Ich bin dazu bereit.“

„Hatten Sie Kenntniß davon, daß der General einen Blechkasten besaß, in welchem sich allerlei Gifte befanden?“

„Nein, das heißt, er sprach einmal davon, daß er viele Hausmittel besaß, die ihm lieber als die Arzneien der Ärzte seien.“

„Sie wußten, wo er dieselben verwahrte?“

„Nein, aber ich denke, er hatte sie in seinen Schränken.“

„Einen großen Blechkasten haben Sie also nie gesehen?“

„Nein.“

„Sie haben sich neulich Schiller's Gedichte aus dem Bibliothekschrank geholt?“

„Ja, einen Band. Der Herr General war zugegen und erlaubte es mir; sonst hätte ich das nicht gethan.“

Margareth sprach dies in völlig unbefangener Weise, es lag fast auf der Hand, daß sie diese Thatfache bestritten haben und gesagt haben würde, der General habe ihr den Band gebracht, wenn sie die Büchse hinter den Büchern versteckt gehabt hätte.

„Wo ist der Band Gedichte?“ forschte Huch weiter.

„Er muß im Salon liegen.“

„Wann nahmen Sie den Band aus der Bibliothek?“

stets in Liebe und mit dankerfülltem Herzen gedenken. Trohdem er jedem, der seine Hilfe in Anspruch nahm, ein treuer Freund und stets willfähriger Helfer und Berather war und fast das ganze Kirchspiel ihn sehr ungern scheiden sieht, ist ihm auch bei all seiner Liebe Kummer und Leid und geistige Anfeindung nicht erspart geblieben und diesen haben wir es wohl auch zu danken, daß er so plötzlich und unerwartet sein Amt niederlegte und uns verließ. „Ertragen muß man, was der Himmel sendet; Unbill erträgt kein edles Herz.“ Möge er die bitteren Erfahrungen, die er hier gemacht hat, vergessen und sich den Mergen, der ihm ja doch nur von Einzelnen bereitet wurde, nicht so sehr zu Herzen nehmen und stets des Dichterwortes gedenken: „Die schlichsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!“ Wir bedauern seinen Weggang von Herzen und wünschen, daß ihm an anderem Orte reines Glück und ungezügelte Freude und die Achtung, die er verdient, zutheil werde.

Sahfeld, 6. October. Der Monat September brachte uns fast an jedem Tage Regen und die Erde ist daher mächtig angeschwollen. In der vergangenen Woche erkrankte in der Erde ein aus Dudenau gebürtiger Mann, der in Holzhausen eingelehrt war und in der Dunkelheit seinen Heimweg über Reddighausen nahm.

Standesamt Laasphe.

Bericht für die Zeit vom 1. Juli bis 1. Oktober 1899.

A. Geburten.

Am 1. Juli dem Specialcommissions-Sekretär Albert Peters zu Laasphe 1 T. — Am 6. Juli dem Wirth Ernst Freudenberg zu Laasphe 1 T. — Am 6. Juli dem Compiorist Carl Nienbach zu Amalienhütte 1 T. — Am 8. Juli dem Schmelter Heinrich Schreiber zu Paderbach 1 S. — Am 16. Juli der ledigen Fabrikarbeiterin Johanna Blecher zu Laasphe 1 T. — Am 19. Juli dem Schlosser Carl Schreiber zu Niederlaasphe 1 S. — Am 24. Juli dem Schlosser Hermann Schäfer zu Niederlaasphe 1 T. — Am 24. Juli dem Eisenbahnarbeiter Friedrich Roth zu Laasphe 1 S. — Am 2. August dem Güterbodenarbeiter Ludwig Schneider zu Laasphe 1 S. — Am 10. August dem Schlosser Ludwig Schäfer zu Laasphe 1 T. — Am 12. August dem Former August Schreiber zu Laasphe 1 S. — Am 19. August dem Fabrikarbeiter Friedrich Wagner zu Laasphehütte 1 T. — Am 29. August dem Schmied Hermann Keller zu Laasphe 1 S. — Am 6. September dem Buchbinder Wilhelm Sahmannshausen zu Laasphe 1 S. — Am 13. September dem Schuhmacher Johann Dietrich zu Paderbach 1 T. — Am 14. September dem Töchterchullehrer Carl Haverkamp zu Dortmund 1 S. — Am 17. September dem Vorsteher der Königl. Präparanden-Anstalt Adolf Großmann zu Laasphe 1 T. — Am 19. September dem Schlosser Alexander Klein zu Laasphe 1 S. — Am 19. September dem Vollziehungsbeamten Oskar Hofmeier zu Laasphe 1 T. — Am 23. September der Witwe Wilhelm Kichlein, Louise geb. Otto 1 T. — Am 23. September dem Former Wilhelm Schäfer zu Niederlaasphe 1 T. — Am 27. September dem Hüttenarbeiter Friedrich Schumann zu Laasphehütte 1 T.

B. Heirathen.

Am 8. Juli Schmied Hermann Keller und Emilie Huch, beide zu Laasphe. — Am 28. Juli Architekt Heinrich Frühling zu Oldenburg und Anna Melzheimer zu Laasphe. — Am 19. August Former Christian Schreiber und Johanne Pfeil, beide zu Paderbach. Am 26. August Gerichtssekretär Georg Jallenburg und Nina Langenbach, beide zu Laasphe. — Am 2. September Bergmann Heinrich Schäfer u. Mathilde Bähel, beide zu Laasphe. — Am 23. September Müller Heinrich Schneider und Johanne Schreiber, beide zu Niederlaasphe.

C. Sterbefälle.

Am 26. Juli Landwirth August Köhlberger zu Paderbach 58 J. 9 M. 2 T. alt. — Am 31. Juli Emma, Tochter des Reichenden Wilh. Jung zu Laasphe, 4 M. 15 T. alt. — Am 6. Sept. Metzger Wilhelm Langenbach zu Laasphe, 84 J. 4 M. 28 T. — Am 7. Sept. Wwe. Friedriche Gänsemann zu Laasphe, 63 J. 1 M. 22 T. — Am 14. Sept. Frieda, Tochter der ledigen Caroline Dietrich zu Paderbach 1 J. 7 M. 25 T. — Am 16. Sept. Oekonom Jakob Göbel zu Laasphehütte, 81 J. 10 M. 12 T. — Am 17. Sept. Hüttenarbeiter Ludwig Jung zu Laasphe, 38 J. 7 M. 1 T. — Am 26. Sept. Gemeinde-Vorsteher Fr. Nienbach zu Niederlaasphe 76 J. 7 M. 4 T.

Verschiedenes.

— **Samburg**, 3. October. (Eisenbahnkatastrophe.) Gestern Abend um 9 Uhr 26 Minuten lief auf dem Klosterthorbahnhof, von Norden kommend, der Fernzug 555 ein. In allen Coupés herrschte

„Vor etwa acht Tagen.“

„Wann waren Sie zuletzt im Arbeitszimmer des Generals?“

„Gestern Morgen, als ich ihm die Zeitung vorlas.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Huch, „alle Ihre Aussagen haben etwas Präzises und ich bedauere nur, daß Sie nicht erklären können, wie die Arsenikbütte in Ihre Tasche gekommen ist. Haben Sie denn gar keinen Verdacht, daß Jemand, um Sie zu verdächtigen, dies heimlich gethan — vielleicht in der Zeit, als Sie heute Nacht zu dem Kranken gerufen wurden?“

Margareth zögerte mit der Antwort, endlich schaute sie auf, ihr Auge blickte klar und ruhig. „Es ist fast so“, erwiderte sie, „als müßte solches geschehen sein. Ich habe darüber nachgedacht. Ich hätte beim Entkleiden doch auch die weißen Flecken bemerken müssen, die Minna gesehen haben will, und es ist seltsam, daß sie mich darauf nicht aufmerksam gemacht hat. Ich entsinne mich überdenn, daß ich mein Taschentuch in dem Kleide gehabt und dasselbe herausgezogen, als ich mich entkleidete. Hier ist das Tuch — es ist freilich jetzt naß von Thränen. Aber selbst wenn ich Jemand einer solchen Schlechtigkeit für fähig hielt, mich verdächtigen zu wollen, würde ich ihn nicht nennen, denn halte ich auch Jemand für boshaft genug, mir alles Schlechte zu wünschen, so glaube ich doch gerade von dieser Person nicht, daß sie dem General nach dem Leben getrachtet, und das müßte ja der Fall gewesen sein, wenn sie mir die Bütte in's Kleid gesteckt hätte. Das Letztere konnte auch, ohne daß ich es bemerkte, nicht geschehen, so lange ich das Kleid am Leibe trug, denn die Tasche steckt zwischen den Falten, auf mein Zimmer konnte die Person aber wohl nicht kommen, ohne daß Minna oder sonst Jemand sie bemerkt.“

„Und Sie trauen Ihrer Zofe keine Niederträchtigkeit zu?“ forschte Huch.

(Fortsetzung folgt.)

lebhaftes, heiteres Treiben, lustige Bieder erklingen und an den Coupé-
fenstern sah man dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die erwartungsvollen
Gesichter vieler junger Leute. Kavallerie-Regiment waren es, 370 an
der Zahl, zu dem für das 13. Dragoner-Regiment in Meß und
Diensten bestimmt, die unter dem Kommando des Oberleutnants
v. Eichmann in ihre Garnison geführt werden sollten. Der Zug
hielt auf dem Geleise, und das Kommando „Aussteigen“ und „Mit-
treten“ ertönte. Hirtig wurde dem Befehl Folge geleistet, und die angehenden
Soldaten verließen ihre Waggon, um über das linksseitige Geleise
auf den Perron zu gelangen, um alsdann nach dem hannoverschen
Bahnhof zu marschieren, von wo aus um 10 Uhr 18 Minuten die
Weiterbeförderung erfolgen sollte. Ein Teil des langen Zuges reichte
bis an den Tunnel an der Altmannstraße; hier befand sich eine ganze
Reihe Aussteigender, als plötzlich der Personenzug 1359 von Blanken-
see auf dem linksseitigen Geleise in den Bahnhof und damit direkt in die
im Ueberfahren des Geleises begriffenen Rekruten hineinkam. Ein
vielhundertstimmiger Schrei, den die Ohrenzungen zeitlebens nicht
vergessen werden, und das Entsetzliche war geschehen. Obwohl der
Kommandoführer, die Ursache erkennend, die Leute zum Verlassen der
Geleise anforderte, obwohl der Lokomotivführer des Personenzuges mit
übermenschlicher Anstrengung bremste — für 30 blühende junge
Menschen war es zu spät. Sieben wurden schwer, 23 leicht verletzt.
Die Verletzten wurden von den Bahnärzten und der Feuerwehr
verbunden und ins Krankenhaus gebracht. Bis jetzt hat es einen
Toten gegeben. Die Verletzungen erfolgten nicht durch Ueberfahren,
sondern durch Querschlägen an Ähren und Laufbahnen.

— **Wie ein kleiner Roman** hört sich nachstehendes Ge-
schichten an, dessen Wahrheit verbürgt ist und das in den
Arbeitsreisen einer großen Dresdener Fabrik lebhaft besprochen
wird. Bereits über 25 Jahre liegt es zurück, als ein junger
Mann seiner Braut das Eheversprechen brach, aus Dresden
flüchtend verschwand und angeblich nach Amerika ausgewandert sein
sollte. Dies geschah kurze Zeit nach der Geburt eines kleinen
Verhältnisses entlassenen Mädchens. Die bestimmte junge Mutter
hoffte immer von neuem, ein Lebenszeichen von ihrem Geliebten
zu erhalten, doch er dachte nicht mehr an sie und blieb — verschollen.
Jahre vergingen. Trotzdem die junge Mutter nun die letzte
Hoffnung aufgab, schlug sie doch manchen Heiratsantrag aus, blieb
ledig und ernährte sich und ihr Kind durch ehrliche Arbeit. Vor
einigen Jahren machte ein ebensolcher junger Mann, Dreher von
Beruf, die Bekanntschaft der Tochter, welche zu einer sittamen,
hübschen Jungfrau herangewachsen war. Er heiratete das an ihm
mit inniger Liebe hängende Mädchen, trotzdem sein Vater gegen
diese Verbindung war und seinen ganzen Zorn auf den Sohn
entfand. In diesen Tagen ist nun das letzte, und wie immer eine
friedliche, schöne Lösung der Konflikte bringende Kapitel dieser
Geschichte aus dem Leben zum Abschluß gelangt. Kommt da vor
zwei Monaten plötzlich ein Brief aus Amerika — und von wem?
— von dem längst Totgewährten in welchem er den jungen Ge-
liebten und der Mutter mitteilt, daß er noch lebe, und zwar nach
manchen harten Erfahrungen als sehr reicher Fabrikbesitzer, und
daß er nun endlich seinen schönen Treubruch gützumachen denke,
indem er seiner Tochter schon jetzt die Summe von 4 Millionen
Mk. aussetze; gleichzeitig hege er auch den Wunsch, Beide, seine
frühere Geliebte und seine Tochter bei sich zu haben; um nun doch
noch sein Eheversprechen einlösen und vereint wenigstens noch den
Spätkommer der Liebe genießen zu können. Nachdem sich die Drei
vom ersten Freudensturm erholt, antwortete der junge Ehemann
umgehend, daß sie alle wohl sofort kommen würden, aber daß ihre
Mittel zu einer solchen Reise nicht ausreichten. Ehe man's gedacht,
kam ein größerer Barbetrug, schnell wurde zur Abreise gerüstet
und seit einigen Tagen befinden sich alle Drei auf der Reise nach
der neuen Heimat: Die Mutter mit der alten erwachten Liebes-
sehnsucht und Wiedersehensfreudigkeit nach 25 Jahren, die Tochter
beglückt ob ihres plötzlichen Reichtums und der Freude, nun doch
noch ihren Vater kennen zu lernen, und der junge Ehemann
gehobenem Herzen ob dieser Schicksalswendung, alle Drei aber mit
dem gleichen Gefühl im Herzen: Gott verläßt die Seinen nicht!

— **(Eine Wiener Diebstahlskomödie.)** Zwei Wachtleute erzählten
als Zeugen vor dem Erkenntnisgericht folgendes Erlebnis: In der
Nacht vom 15. auf den 16. August gegen 2 Uhr, kamen sie auf ihrem
Patrouillengang zum Gasthaus des Johann Puch in der Friedrich-
straße und bemerkten, daß das Lokal finstern, die Thüre jedoch
nicht ganz geschlossen sei. Sie öffneten sie und nahmen einen großen
Mann wahr, der ihnen zurief: „Was wollt Ihr denn?“ Auf die Frage:
„Was machen Sie denn da?“ antwortete der Mann: „Ich bin ja der
Hausknecht!“ — Da erscholl aus dem Innern des finstern Lokales das
Geräusch zerbrechenden Glases und die Wachtleute bemerkten jetzt einen
zweiten Mann, der sich bemühte ein Fenster aufzustoßen. Auf die
Frage: „Was machen denn Sie?“ erwiderte der Zweite: „Ich bin der
Wirt!“ Die Wachtleute verlangten, daß Licht gemacht werde. Da
rief der Wirt: „Geh' her, Franzl, mach' Licht!“ Der Franzl stieg auf
einen Stuhl und machte sich mit dem Wirt zu schaffen, ohne jedoch
anzugucken. Der Wirt wurde während und verließ den Hausknecht
eine Ohrfeige. Dieser weinte vor Zorn und schrie: „Das laß' ich mir
net g'fall'n! Ich mach' da Licht und geh' heut' noch fort!“ Damit
näherete er sich der Thüre. Der Wirt wollte ihn beim Ohr nehmen
und schrie: „Wirt! hergehen und Licht machen!“ Der Hausknecht
weigerte sich und, immer freitend, waren Wirt und Hausknecht auf
die Straße gelangt. Pöhllich begannen sie beide zu laufen und erst
jetzt stieg in den Wachtleuten der Verdacht auf, daß es da nicht mit
rechten Dingen zugegangen sei. Sie folgten den Männern nach und
es gelang auch, einen der Flüchtigen festzunehmen, der andere entkam.
Der zweite Wachtmann kehrte zu dem offenen Lokale zurück und fand
hier wieder einen Mann, er sah ihn sofort am Krage; das war
aber — der wirkliche Wirt, Herr Puch, der geholt worden war, und
nun feststellte, daß ein Einbruch in sein Lokal stattgefunden habe.
Gestohlen wurde ihm 5 Kilo Schweinefleisch, zwei Kalb Brot, eine
Lorot, ein Hase und 4 Gulden Kleingeld. Die beiden Männer aber,
die Wirt und Hausknecht gepöhl hatten, waren die Einbrecher.
Ritzig standen sie vor Gericht und wurden für ihren Scherz ent-
sprechend bestraft.

— **(Das böse Gewissen.)** Ueber die Verhaftung des Doppel-
mörders von Mariakulm schreiben die Egerer Nachrichten: Am 27.

September um 1 Uhr nachts wurde der Mörder des Fuhrmanns Riehl
und dessen Sohnes durch die Gendarmen in der Person eines 15½
jährigen Burjchen aus Rittengrün verhaftet. Die Gendarmen holte
ihn nach Mitternacht aus dem Bette. Als der Vater des Burjchen
erfuhr, um was es sich handle, beschwor er seinen misgünstigen Sohn,
doch zu gestehen, falls er wirklich schuldig sei. Der Burjche leugnete.
Die Gendarmen fanden bei ihm einen Geldebetrag von beiläufig 24
Gulden. Da seine Angaben über den Erwerb des Geldes sich sofort
als falsch erwiesen, war der Verdacht der Thäterschaft vollständig
begründet. Die Gendarmen führten ihn um 1 Uhr nachts zum Bürger-
meister von Mariakulm, Herr Hoffmann, der sofort ein Verhör mit ihm
anstellte, bei welchem der Burjche stets leugnete. Da zeigte ihm der
Bürgermeister auf die Stirne und sagte: „Da, auf deiner Stirne
siehst du geschrieben, daß du den Riehl erschlagen hast!“ Diese Behauptung
ließ auf den Thäter eine derartige Wirkung aus, daß er sofort verflucht
nach seinem Hute griff, um ihn weiter über die Stirne herabzuziehen.
Die Gendarmen zogen ihm seinen Hut wieder zurück, worauf der
Bürgermeister neuerdings mit größter Bestimmtheit die Behauptung
machte, er sehe auf der Stirne des Burjchen seinen Schuldbeweis
geschrieben. In seiner Bestürzung gestand der jugendliche Mörder nun
alles ein. Er war vom Rittengrün-Bahnhof, wo er und Riehl gearbeitet
hatten, hinter seinem Opfer eine halbe Stunde lang hergegangen, den
geeigneten Augenblick für sein Verbrechen abwartend. 150 Schritte
vor Pöhlwitz bremste Riehl den Wagen und blieb dann einige
Schritte hinter ihm zurück. In diesem Augenblicke schwang der jugend-
liche Unhold einen schweren Knüttel, den er aus dem Walde entwendet
hatte, auf den Kopf des Fuhrmanns, worauf er sich auf den Sohn
Riehls warf, damit ihn dieser nicht verrate. Die junge Bestie zeigt
nicht die geringste Reue; der Burjche ist übrigens auf dem Felde
des Verbrechens bereits erfahren. So brach er einmal in ein Geschäft ein
und stahl dort Kerzen, welche er wieder zu einem Einbruch in eine
Werkstatt brachte!

— **(Zwei Paar Stiefel.)** Vor einigen Tagen hat sich im
Grand Hotel in Paris ein drolliger Schwund zugetragen: Ein elegant
gekleideter Herr, der sich als Sir James H., Baronet aus England,
ins Fremdenbuch einschrieb, mietete für einige Tage mehrere sein
eingerichtete Zimmer in besagtem Hotel. Dann begab er sich nach dem
Boulevard des Capucines und trat dort in einen der feinsten Schuh-
läden ein, um sich ein Paar der neuesten Modestiefel annehmen zu lassen.
Die Stiefel wählte er zu einem bestimmten Tag um 10 Uhr vormittags
fertig sein, da der Gentleman mit dem 12 Uhr-Zug nach Marseille
fahren wollte. Nachdem alles zur Zufriedenheit besprochen war, suchte
er einen anderen Schuhmacher, diesmal am Boulevard des Italiens,
auf und machte diesem genau dieselbe Bestellung noch einmal, mit dem
Unterschied, daß die Stiefel anstatt um 12 Uhr mittags um 3 Uhr
nachmittags im Hotel abzugeben seien, da er den Fußweg nach
Paris nehmen wolle. Pünktlich zur bestimmten Stunde erschien
Schuhmacher Nummer Eins auf der Bildfläche mit seinen Erzeugnissen.
Sir James probierte sie an, sie gefielen ihm außerordentlich, sie waren
entzückend, auch nicht zu teuer, nur drückte der linke Stiefel auf den
Fersen, der Meister möge ihn deshalb über den Leisten ziehen und
morgen abliefern, der andere könne ruhig hienbleiben und da er, Sir
James, doch geschäftlich noch einen Tag länger in Paris aufhalten
sei, habe die kleine Verzögerung nichts zu bedeuten. Natürlich war der
Schuhmacher mit diesem Vorschlag einverstanden, und er zog hierauf
mit seinem einfachen Stiefel ab. Am Nachmittag stellte sich der zweite
Kollege ein, dieselbe Scene wiederholte sich, nur mit dem Unterschied,
daß dieses Mal der rechte Stiefel drückte und sein Verfertiger diesen
wieder mit fortnahm. Am nächsten Morgen trafen fast wie auf Ver-
abredung die beiden Meister zu gleicher Zeit im Hotel ein, der eine
mit dem linken, und der andere mit dem rechten Leisten, der liebens-
würdige Verräter hatte aber bereits am Abend vorher das gasliche
Paris verlassen und trägt jetzt das so fern errungene Paar Stiefel
wahrscheinlich in London spazieren.

— **(Ein sehenswürdiger Tunnel)** erhält Paris durch
den Bau der Stadtbahn. Der Tunnel von Batignolles soll
nämlich eine ganz eigentümliche elektrische Beleuchtung erhalten.
Die das Innere der durchfahrenden Züge von außen her
beleuchten soll. Es sind elektrische Glühlampen von 10 Kerzen
Stärke in Abständen von 1 m an den Wänden des Tunnels
genau in der Höhe der Fenster der Eisenbahnwagen angebracht.
Damit nun aber möglichst wenig Licht verschwendet wird, ist die
Einrichtung getroffen, daß die Lampen erst dann eingeschaltet
werden und zu glücken beginnen, wenn ein Zug in den Tunnel
einfährt und wieder verlöschen, wenn der letzte Wagen ihn verlassen hat.

— **Die serbischen Gefängnisse** haben ihre dunklen Ge-
heimnisse. Wie es den unglücklichen Verurteilten im Belgrader Prozeß,
von denen ein Teil in die Belgrader Festung, ein anderer nach
Poschorewa zur Verbannung seiner „Strafe“ übergeführt worden ist,
in diesen Gefängnissen ergehen wird, kann man aus dem Kapitel
„Aus den Heimstätten Serbiens“ in dem kürzlich erschienenen Werte
v. S. „Das Ende der Dynastie Obrenovic“ erfahren. Der politische
Sträfling muß darauf gefaßt sein, aus dem Kerker nicht mehr lebend
zurückzukehren. Er wird in schwere Ketten geworfen, und die bestialische
Brutalität der serbischen Wächter weiß die größtmöglichen Höhlen aus
seiner Zelle zu machen, so daß er von wahrhaft robuster Gesundheit
sein muß, will er in dieser neuen Umgebung sein Leben erhalten.
Die Belgrader Festung beherbergt einen großen Teil der serbischen
Sträflinge. Sie besitzt eine Menge großer und lustiger Zellen,
Arbeitsplätze und dergleichen, welche für die Aufnahme gemeiner Ver-
brecher bestimmt sind. Für die politischen Sträflinge jedoch sind unter-
irdische Zellen da, kleine, feuchte Kellern, die tiefer liegen als der
Spiegel der vorüberfließenden Donau und zumeist gar keine Fenster
besitzen; ein kleines, rundes Loch läßt Luft ein, damit der Gefangene
nicht völlig erstickt. Die Kojenmatten der Belgrader Festung haben
gar manchen serbischen Bürger aufgenommen und erst als Toten
wieder herausgegeben. Ob die Unglücklichen eines natürlichen Todes
starben, ob sie den Giftbecher tranken, oder ob sie erdrosselt wurden
— wer weiß es?

— **(Ein verzweifelter Kampf.)** Aus Petersburg wird
geschrieben: Dem Wladimirovskoi Hospital wurde jüngst ein schwer
verwundeter Kosak zugeführt. Die Untersuchung ergab als Ursache
der Verletzungen einen Kampf mit einem Bären. Auf dem Wege

durch den Wald war er auf junge Bären gestoßen, die bei seinem
Anblick in lautes Geschrei ausbrachen. Als bald kam auch schon
die Bärenmutter angetollt. Der Kosak hatte keine Zeit mehr, auf
sie zu feuern, und stieß dem wütenden Tiere sein Zäuschenmesser in
den Leib, das sofort zerbrach. Die Bärin warf sich mit voller
Wucht auf ihr Opfer, das sie bei einer Vordränge zu halten
versuchte. In dem Moment kamen Landleute vorüber, ebenfalls
mit Schußwaffen, doch fürchteten sie sich zu schießen, da sie leicht
den Mann treffen konnten. In wildem Kampfe gelang es endlich
den ungewöhnlichen Stärke des Kosaken, den Bären zu bezwingen.
Beim Fall riß ihm das Tier die Kopfhaut herunter und schlug
ihm ein Auge aus. Darauf erst konnte der Bär erlegt werden,
der nicht weniger als 270 Kilo wog.

— **(Eine grauerregende Statistik.)** Die Zahl der im
Jahre 1899 giftigen Schlangen und wilden Tieren in Indien zum
Opfer gefallenen Menschen zeigt eine bedauerliche Steigerung gegen
früher. Im ganzen fielen 4277 Menschen wilden Tieren, 29 950
giftigen Schlangen zum Opfer. Hier von entfielen auf Bengalen 2210,
resp. 10 723, die Nord-Westprovinzen 701, resp. 4549, Madras 234,
resp. 1872. In Britisch-Birma starben 109 Personen durch wilde
Tiere und 517 an den Folgen des Schlangengiftes. Das Anwachsen
der Zahlen in der Statistik ist namentlich in Bengalen auffallend, was
wohl darin seinen Grund haben mag, daß die große Hungersnot viele
Menschen in das Dschungel trieb, während die Tiger und ähnliche
wilde Tiere aus Mangel an Wasser bewohnte Gegenden aufsuchten.

— **Das Schicksal des Dauphins Ludwig XVII.** beschäftigt
noch fortgesetzt die französischen Gelehrten. Die Ansicht, daß das
Kind, das unter seinem Namen im Temple gestorben ist, nicht der
echte Dauphin gewesen, gewinnt neuerdings wieder an Verbreitung.
In der letzten Nummer der Zeitschrift La Plume wird mit einer
großen Fülle historischer Dokumente der Nachweis versucht, daß
in der That Ludwig aus dem Temple entkommen ist und an seiner
Stelle ein anderes Kind untergeschoben worden ist. Der Gergang
würde danach der folgende gewesen: In der zweiten Etage des
Templeturms wurde zu Ende des Jahres 1794 ein Kind gefangen
gehalten, das den Namen „Charles Louis Capet“ führte und der
ehemalige Dauphin sein sollte. Seit dem November dieses Jahres
aber wurde der wirkliche Dauphin in einer Dachkammer in der
vierten Etage desselben Gefängnisses verwahrt gehalten; das Kind,
das man seiner Stelle untergeschoben hatte, war ein gewisser Tardif.
Vorhelfergerweise hatte man einen Taubstummen für diese Rolle
gewählt. Da indessen seine Stummheit die in einem starken
Kontrast zu der Lebhaftigkeit des echten Dauphins stand, auf die
Dauer sehr auffällig werden mußte, so ersetzte man Tardif durch
ein zweites Kind, dessen Mutter Véninger hieß. Es war dies ein
armes, krophulöses Kind, das am 8. Juni 1795 starb. Gerade
dieser Tod des untergeschobenen Dauphins ermöglichte es aber, den
wirklichen, der noch immer verdeckt gehalten wurde, aus dem
Gefängnis fortzuschaffen. Der Beiname des kleinen Véninger war
in dem noch geöffneten Sarge im Erdgeschoß aufgestellt worden.
Zu der Zeit, da er fortgebracht werden sollte, hob man die Leiche
aber heraus und legte den Dauphin, der durch eine Arznei in
einen tiefen Schlaf versetzt worden war, an seine Stelle. Der
Sarg wurde dann geschlossen und zu dem Friedhof Sainte
Marguerite gebracht, wo er beerdigt werden sollte. Während der
Fahrt wurde der Dauphin durch einen Mann, der sich im Wagen-
kasten versteckt hatte, aus dem Sarge befreit und der leere Sarg
mit Gewichten beschwert. Nach dem Begräbnis führte derselbe
Wagen den Mann und das Kind zu einem Hause in der Rue de
Seine, wo sie bei der Wittwe eines am 10. August getöteten
Schweizer Untertanen fanden. Das ganze Mandor, das eben nur nach
außen den Schein wahren konnte, ging von Paris aus, für den der
Dauphin eine wertvolle Geisel werden sollte. Für alle die Jüge
dieser etwas romantisch klingenden Geschichte, wird eine Reihe
von Beweisen beigebracht, die im einzelnen anzuführen hier zu
weit führen würde. Was aber dann aus dem wirklichen Dauphin
geworden ist, und ob vielleicht einer der zahlreichen falschen
Ludwige doch der echte gewesen ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes
sagen.

Gemeinnütziges.

— **Was versteht man unter Schlaganfall?** Der Schlag-
anfall tritt ein, wenn eine der zahlreichen Verzweigungen der
Gehirnslagader platzt. Bei jedem Pulsschlag wird aus der
geplagten Stelle das Blut hinausgepreßt. Dieses wühlt sich in
die umgebende Gehirnmasse ein, drückt, zert und zerreißt die
zarten Gewebe der Nervenfasern und Nervenzellen, aus denen das
Gehirn besteht und macht dieses an der Einbruchsstelle arbeits-
unfähig. Erfolgt die Blutung in einem lebenswichtigen Hirnteile,
z. B. in dem Teile, der die Atmung und den Herzschlag regelt,
dann tritt plötzlicher Tod ein. Wird die Abteilung des Gehirns
getroffen, wo die Bewegungsenergie verläuft, dann bleibt, nachdem
der Kranke sich von seiner Bewusstlosigkeit erholt und die plötzlich
verlorene oder undeutlich gewordene Sprache wieder erlangt hat,
noch eine Lähmung des Körpers zurück. Endlich kann auch ein
Schlaganfall in vollständige Heilung übergehen. So kann der
Mensch oft zwei oder drei Anfälle durchmachen, um erst dem
vierten zu erliegen. Außer dem Gehirnschlag giebt es aber auch
noch einen Herzschlag und einen Lungen Schlag. Versteht die
Herzkrankheit, so fällt sich der Herzbeutel mit Blut an, das Herz
stellt plötzlich seine Arbeit ein, es entsteht der Herzschlag. Auch
die Ähren der Lunge können plagen, dann wird die Lunge von
Blut erfüllt und muß ebenfalls ihre Tätigkeit einstellen
(Lungen Schlag).

Kirchlicher Anzeiger für Laasphe.

19. Sonntag n. Trin., 8. Oktober.
10 Uhr in Laasphe: P. Adams. Kollekte für die Kinderheil-
anstalt in Salsendorf.
10 Uhr in Raderbach: P. Groos. Feier des h. Abendmahls.

Nachruf!

Durch das Hinscheiden des am Sonnabend den 30.
September dieses Jahres zur letzten Ruhe bestatteten
Landwirts

Friedrich Achenbach

verliert die Gemeinde Niederlaasphe ihren lang-
jährigen Vorsteher und eines ihrer besten Mitglieder.

Sein charakteristischer, biederer und offener Charakter, sein
aus wahrer Herzensgüte entspringendes menschenfreund-
liches Wesen, sein rechtschaffenes, auf das allgemeine Wohl
gerichtete Denken und Handeln, verschafften ihm während
seiner 27jährigen segensreichen Amtstätigkeit in selten
hohem Grade die Achtung und das Vertrauen seiner
Mitmenschen.

Sein Andenken wird noch lange bei den Einwohnern
von Niederlaasphe treu in Ehren gehalten werden.

Die Gemeindevertretung.

Zur Herbstbestellung
empfehle:

Ia. Siegerländer
Haubergsroggen

zur gef. Abnahme.

Ludw. Strohmann, Bäcker,
Grndtebrück.

Unterzeichneter sucht zum 1. De-
zember gegen hohen Lohn einen
ordentlichen

Ackerknecht

im Alter von 18—20 Jahren.

Heinr. Schulte-Werninghen
Werninghen b. Herbolz.

Vor einigen Tagen ist mir auf
dem Wege von Grund nach
Allenbach ein Kind entsprungen.
Wer über den Verbleib desselben
Bescheid weiß, wolle mich gef. be-
nachrichtigen.

Heinr. Bohn,
Buschhütte n. Grenzthal.

Gesellschaft „Erholung“
zu Laasphe.

Sonntag den 8. Oktober,
Abends 8 Uhr
Aufangskränzchen.

Um recht zahlreichen Besuch bittet
Der Vorstand.

Tüchtige

Frauen und Mädchen

finden dauernde Arbeit
Tagelohn für jugendliche Mt. 1.—
„ erwachsene „ 1,20

bei

Treude & Metz,
Laasphe.

In den nächsten Tagen trifft die
erste Ladung

Weißkraut, Roth-
kraut und Wirsing

ein.

Laasphe. L. Dresler.

Den geehrten Bewohnern von
Laasphe und Umgegend die er-
gebene Mittheilung, daß ich mit
dem heutigen Tage mein

Kolonialwaaren-
Geschäft

eröffnet habe. Empfehle ferner:
Tabak, Cigarren und Porzellan-
sachen in verschiedenen billigen
Preisen und bitte um geneigten
Zuspruch. **Ad. Adersmann,**
Laasphe, Wallstraße.

Ich suche auf sofort einen tüch-
tigen

Dachbedergehilfen.

Grndtebrück. **Chr. Gebhardt.**

Weißkraut, Rotkraut
und Wirsing

ist eingetroffen. Weißkraut per
Str. 2 Mt. empfiehlt

Laasphe. Fr. Metz.

